



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 6 March 17, 1955

Köln: Bund-Verlag, March 17, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS



Honoré Daumier:
Les Avocats (Ausschnitt)

LRB.—R. 1b—H. 45/5

Die alte Frau saß am Fenster und schaute immer wieder in einen Brief, den der Postbote vor einer Stunde gebracht hatte. Es war ein wichtiger Brief, denn sie hatte den Empfang unterschreiben müssen. Der Brief hing mit dem Tod ihres Mannes zusammen, der vor einigen Wochen sanft hinübergeschlummert war. Über fünfzig Jahre hatte sie das Leben mit ihm geteilt. Es war ein nicht immer leichtes Leben gewesen. Das lag weniger an dem Mann als vielmehr an den Umständen, unter denen sie gelebt hatten. Er war Metallarbeiter. Er hatte in seinem arbeitsreichen Leben viele nützliche Dinge geschaffen. Und sein Verdienst hatte, wenn er nicht arbeitslos war, zu einem bescheidenen Leben gereicht. Aber wie das so ist, der Mann — und auch sie — konnte kein Unrecht leiden. Und da er sich gegen die Umstände wehrte, wurde er manchmal arbeitslos. Ganz schlimm wurde es im Jahre 1933. Da hatten Uniformierte ihn aus dem Betrieb geholt. Als sie es erfuhr, war sie ins Braune Haus gelaufen. Tag für Tag. Und eines Tages brachte sie ihren Mann auch mit. Sie mußte ihn stützen, denn ihr sonst so starker Mann konnte nur mühsam gehen. Auf der Straße blieben die Leute stehen, als sie das Gesicht des Mannes sahen, denn das Antlitz, das die Frau so liebte, war in wenigen Tagen so verschandelt worden, daß es alle möglichen Farben trug. Als sie ihn glücklich daheim hatte, schaute sie seinen Körper an. Auch er trug die Merkmale schwerer Mißhandlungen. Der Mann genas wieder leidlich. Aber er war nicht mehr der alte. Seine körperlichen Kräfte waren gebrochen. Er wurde noch mehrmals „geholt“, kam aber immer nach einiger Zeit wieder. Er wurde arbeitslos. Sie arbeitete für ihn, denn sie liebte ihn. Dann kam der Bombenkrieg. Sie wurden evakuiert. Keine Arbeit war ihr zu gering. Sie rettete das Leben des Mannes. Und sie brachte ihn über den Krieg.

Der Mann wurde Invalide und bekam nach dem Zusammenbruch des Naziregimes zusätzlich eine Rente als

politisch Verfolgter. Sie betrug einige hundert Mark. Sie lebten bescheiden weiter. Dann, wie gesagt, starb der alte Mann. Und sie schaute nun immer wieder in den Brief, den sie vor einer Stunde erhalten hatte. Es war ein amtlicher Brief — und sie hatte unterschreiben müssen. Er kam vom Regierungspräsidenten und hatte oben Zeichen: LRB.—R. 1b—H. 45/54. Le/tB. Das waren Aktenzeichen. Dann kam das Wort: BESCHIED. Eine Anrede hatte man nicht gebraucht. Nur das Wort BESCHIED stand da. Nicht „Verehrte Frau“. Schon gar nicht „Liebe Frau“. Nein — und wenn vom Amt ein noch so trauriger Bescheid gegeben wird, wozu da eine Anrede. Es war auch kein Wort des Bedauerns da, daß man ihr einen traurigen Bescheid gab. Nein. Nur der Bescheid, daß kein Zusammenhang zwischen dem anerkannten gesundheitlichen Schaden des Mannes und der Todesursache angenommen werden könne. Es stand nichts darin, daß sie ja durch den Tod des Mannes ein sehr einsamer und armer Mensch geworden sei. Nichts davon. Nein, es wurden viele Buchstaben und Zahlen angeführt, die im Endeffekt besagten, daß sie nun keine Unterstützung mehr bekomme. Darunter war ein grüner Kreis. Rundum stand: Der Regierungspräsident — Düsseldorf.

Und da saß die alte Frau nun am Fenster und schaute in den Brief. Sie hatte den Mann verloren, der ein ehrenwertes Leben geführt hatte. Und nun bekam sie zum Leben noch eine monatliche Rente von ungefähr achtzig Mark. Das war die Invalidenrente.

„Wovon soll ich denn nun leben?“ sagte sie vor sich hin.

Die alte Frau unterschrieb und nahm aus der Hand des Postboten den Brief. Es war ein amtlicher Brief, der mit dem Tod ihres Mannes zusammenhing, der vor einigen

Wochen gestorben war. Sie machte den Brief auf und las ihn. Nichts veränderte sich in ihrem Gesicht, das von Trauer überzogen war. Fast fünfzig Jahre hatte sie mit ihrem Mann zusammengelebt und ihm zwei Söhne geboren, die im Krieg gefallen waren. Ihr Mann war auf der militärischen Stufenleiter in zwei Kriegen immer weiter hinaufgeklettert — und hatte sie überstanden. Er hatte den verschiedensten Regimen gedient. Gehorsam, immer gehorsam, wenn sie auch manchmal gedacht hatte, er solle sich gegen gewisse Dinge wehren. Aber sie hatte das immer nur gedacht, nie gesagt, denn sie wußte, daß er einem Befehl von oben immer gehorchen würde. Es hatte nur einmal einen Streit gegeben. Das war, als er in die ihr und ihm verhaßte NSDAP eintrat.

Der Krieg war aus. Das Land war ein Trümmerhaufen, aber sie bekamen die höchste militärische Pension. Sie hatte sich manchmal gefragt, ob sie das viele Geld verdient hatten, aber auch das hatte sie nie laut gesagt. Sie lebten weiter. Sozusagen standesgemäß. Sie hatte den Mann geliebt, sie hatte die Söhne geliebt. Söhne und Mann waren gestorben. Sie war sehr alt. Von Trauer überschattet. Sie hatte keine Forderungen mehr an das Leben. Sie brauchte nicht viel für sich. Aber der Bescheid, den sie vor einer Stunde erhalten hatte, sprach ihr eine Witwenrente von neunhundert Mark im Monat zu.

Sie setzte sich ans Fenster und sagte vor sich hin: „Was soll ich nur mit dem vielen Geld?“

— So ist das bei uns mit den Gesetzen, sie erlauben den Menschen auf der einen Seite nicht, menschenwürdig zu leben. Auf der anderen Seite ist das Füllhorn weit geöffnet, denn irgendwie hat das militärische Empfinden immer noch den Vorrang.

hadobu

Böse Worte

„Ich frage mich, was das Deutsche Jugendherbergswerk, Landesverband Baden, veranlaßt hat, so böse Worte als Antwort auf den Brief von Adolf Keil zu finden. (»Aufwärts« Nr. 2/55 und 5/55.) Dazu bestand nicht die geringste Veranlassung. Adolf Keil hat mit seinem Brief doch nur auf einen allgemeinen Mißstand aufmerksam gemacht, wobei er Heidelberg als Beispiel angeführt hat. Auch mir ist schon häufiger aufgefallen, daß Jugendherbergen, von denen wir wahrhaftig nicht zu viele haben, von Leuten benutzt werden, die ebensogut ins Hotel gehen könnten. Jugendherbergen sind doch bestimmt für die wandernde Jugend. Das Jugendherbergswerk sollte sich freuen, wenn es auf Mißstände aufmerksam gemacht wird.“

Karl Frings, München

Ausbildung gleich Sklaverei?

„Lieber Rudolf, hältst Du eine Ausbildung für Sklaverei? (»Kasernenhofsklave« in Nr. 5/55). Dann bist Du aber wenigstens schon acht Jahre Sklave gewesen. Ich bin der Meinung, wenn man eine Sache betreibt, ist man ihr Sklave, um sie nachher zu beherrschen. Das Wort Sklave



hat aber hier eine andere Bedeutung, als Du ihm beimißt. Man kann also die Ausbildung auf dem Kasernenhof nicht ohne weiteres als Sklaverei bezeichnen. Wir sind doch wohl beide davon überzeugt, daß man statt West — Ost auch Freiheit — Sklaverei sagen kann. Wie Du weißt, ist das Endziel des Kommunismus die Weltherrschaft, und diese Weltherrschaft würde uns doch nichts anderes als die Sklaverei bringen. Und deshalb meine ich, daß es sich lohnt, zeitweiliger »Sklave« zu sein, nämlich auf dem Kasernenhof, um im Kampf gegen kommunistische Agitation und Aggression nicht hilflos dazustehen. Eine Frage an die Redaktion: Gibt es im Kreise der parteipolitisch neutralen »Aufwärtsjugend« nicht auch einmal ernst zu nehmende Stimmen, die sich zum Wehrbeitrag bekennen? (Schlagwortdrescher wie in Nr. 4/55 gelten für mich nicht!) Es ist doch schade, daß in Ihrer schönen Zeitschrift die Meinungen nur nach einer Seite tendieren.“

Rolf Michels, Rheinhausen

Unsachlich

„Die Stellungnahme des Deutschen Jugendherbergswerks zum Brief von Adolf Keil ist völlig unsachlich. Was hat das Benehmen einzelner Jugendlicher, auf die der Landesverband Baden anspricht, mit der Kritik an der Jugendherberge Heidelberg zu tun? Ich habe den Eindruck, daß dieser Landesverband am liebsten jede Kritik unterbinden möchte. Adolf Keil ist keineswegs verpflichtet, »zunächst den zuständigen Landesverband von seinen Beobachtungen« in Kenntnis zu setzen. Und gegen die Herbergseltern hat er überhaupt nicht Stellung genommen. Ich würde der Redaktion empfehlen, solche unsachlichen Briefe, wie den des Deutschen Jugendherbergswerks, Landesverband Baden, in den Papierkorb zu werfen.“

Martin Gebauer, Bielefeld

Herrscher beleidigt

„Das persische Herrscherpaar ist zu uns als Gast gekommen, und ich finde es unverantwortlich, daß der »Aufwärts« die Gesetze der Gastfreundschaft verletzt. (»Schah« Nr. 5/55.) Dieses junge Herrscherpaar, das überall in Deutschland mit großem Jubel begrüßt worden ist, steht doch wohl über den Streitigkeiten der Tagespolitik. Es ist eine grobe Beleidigung, wenn man solchen Gästen sagt, sie verkörpern einen grausamen Polizeistaat, in dem jährlich Hunderte von Menschen erschossen werden. Stimmt das überhaupt? Wenn es stimmt, kann man dafür bestimmt nicht den Schah und Soraya verantwortlich machen.“

Lilli Becker, Braunschweig

Liebe unerwünscht

„... diese Bilder von Liebespaaren gehören nicht in eine Jugendzeitung und schon gar nicht in eine gewerkschaftliche. (Es wird wieder Frühling, Nr. 5/55.) Das geht wohl doch zu weit! Ich bin auch der Meinung, daß wir keine Veranlassung haben, prude zu sein. Aber man kann doch nicht in einer Zeitung eine ganze Fotoserie bringen, wo sich andauernd junge Menschen umarmen.“

Regina Klauß, Münster i. W.

Leser für Leser

Aus Bielefeld schreibt Bruno Schickel: „Ich habe stets nur schlechte Erfahrungen mit Betriebsausflügen und -feiern gemacht. Unter dem Einfluß von reichlich genossenem Alkohol kam es meist zu »Verbrüderungen« zwischen sonst unnahbaren »höheren Persönlichkeiten« und »Untergebenen«, die am nächsten Tag als sehr peinlich empfunden wurden. Auch kam es zu »Annäherungen«, die manchen Ehefrieden empfindlich gestört haben.“

Es wäre Wahnsinn, nicht zu verhandeln

Von Hans Dohrenbusch

Von Wahnsinnigen ist in letzter Zeit viel die Rede. Ein Wahnsinniger versuchte Pandit Nehru zu ermorden. Glücklicherweise gelang der Anschlag nicht, der die Welt um einen Menschen ärmer gemacht hätte, der heute so etwas wie die moralische Potenz der Menschheit darstellt. Immer wird nach Nehru gerufen, wenn irgendwo in Asien der Ausbruch eines neuen Weltkrieges in gefährliche Nähe rückt. So war es in Korea, in Indochina und jetzt bei den Formosa vorgelagerten Inseln. Sein Eingreifen verhindert in der Regel das Schlimmste. Schlimm sieht es in seinem eigenen Land aus, denn längst ist es nicht gelungen, dieses große Land Indien mit seinen 425 Millionen Einwohnern von der Erbschaft zu befreien, die eine jahrhundertlang englische Kolonialpolitik an Hunger, grenzenlosem Elend und Rückständigkeit hinterlassen hat. Immer und immer wieder unterbreitet Nehru Vorschläge, wie die Weltkrise, und vornehmlich die asiatische, zu beseitigen ist. Nehru tritt für ein Nebeneinanderleben der Weltmächte ein, das später durch ein Miteinanderleben abgelöst werden soll. Durch seine Reden zittert die Sorge vor einem neuen Weltbrand, der die Erde vernichten könnte. Nehru macht kein Hehl daraus, daß er den Bolschewismus in seinem eigenen Land ablehnt, daß er dieses System des Bolschewismus nicht für glücklich hält. Und er hat im eigenen Land mit dieser Ansicht Erfolg, denn erst vor wenigen Tagen wurden in dem Teil Indiens, in dem die Kommunisten gleich stark wie die Kongreßpartei waren, die Kommunisten in einer Wahl so entscheidend geschlagen, daß ihr Einfluß fast gänzlich verschwunden ist.

Von Wahnsinnigen war auch die Rede, als Englands Regierung bekanntgab, daß England nun auch Wasserstoffbomben herstellen werde. Nicht — und wir können das glauben —, um damit einen Bombenkrieg auszulösen, sondern als Abschreckung vor dem Beginnen eines neuen Krieges. Es wurde in der Debatte im englischen Unterhaus die Frage aufgeworfen, wie man verhindern wolle, daß Wahnsinnige irgendwo den Atomkrieg beginnen. Nun, es gibt auch in der heutigen Weltpolitik Wahnsinnige, die mit dem Gedanken eines neuen Weltkrieges spielen. Wir brauchen nur an einige Leute zu denken, die das offen ausgesprochen haben, an Tschiangkai-schek und Syngman Rhee. Zum Glück haben sie keine Atomwaffen.

Seitdem die Atomforscher zu sprechen begannen — und sie können es nicht genug tun, auch wenn es hinterwäldlerische Politik stört —, ist es kein Geheimnis mehr, daß es in einem kommenden Krieg weder Besiegte noch Sieger geben wird, sondern nur eine vernichtete Erde.

Für die Einheit der Gewerkschaften

Ministerpräsident Karl Arnold hielt auf der dritten Landeskonferenz des DGB Nordrhein-Westfalen eine Ansprache an die Delegierten, die wir auszugsweise veröffentlichen

Um seine volle Schlagkraft zu bewahren, muß unser Bund immer wieder bemüht sein, fest auf den Grundlagen weiterzubauen, auf denen er gewachsen ist. Wer daran rüttelt, bringt den ganzen Bau, den wir auführten, in Gefahr. Auch darüber sollte sich niemand täuschen und etwa glauben, daß sich der Einheitsbund für einseitige Zwecke mißbrauchen ließe, ohne daß er an Kraft und Zusammenhalt automatisch verlöre.

Aus den Erfahrungen der Vergangenheit heraus hat der Bund jeder Form von Intoleranz im demokratischen Lager Kampf angesagt. Gegen Intolerante darf es keine Toleranz geben, und schon den Anfängen gilt es in dieser Hinsicht energisch zu widerstehen. Es wird von niemandem verlangt, seine politischen Auffassungen aufzugeben oder auch nur zu verschweigen. Im Gegenteil, der demokratische Staat verlangt nach Stellungnahmen, und nächst den Intoleranten stellen die Meinungslosen die größte Gefahr für die Freiheit und Demokratie dar, denn aus ihnen rekrutieren sich die Massen, die sich von totalitären Kaderparteien und Apparaten leicht beherrschen lassen. Die politische Meinung des einzelnen muß frei sein und frei bleiben, auch wenn er Gewerkschaftsmitglied ist, und niemand darf ihn deshalb tadeln, solange diese Auffassung freiheitlich demokratisch ist. Der Bund ist demokratisch aufgebaut, heißt es in Paragraph 8 der Satzung des DGB.

Aber dieser demokratische Zug darf nicht beim Aufbau stehenbleiben. Demokratischer Geist muß den ganzen Bund und sein gesamtes Wirken beseelen. Ausgeschlossen nach der Satzung ist jedoch ausdrücklich jede Art von Abhängigkeit von bestimmten politischen Parteien und Richtungen, und ich sähe eine große und ernste Gefahr entstehen, wenn gewisse Richtungen für sich das ausschließliche Recht in Anspruch nehmen sollten, daß ihre Stellungnahme in Auseinandersetzungen zwischen demokratischen Richtungen die alleinige Stimme des DGB dar-

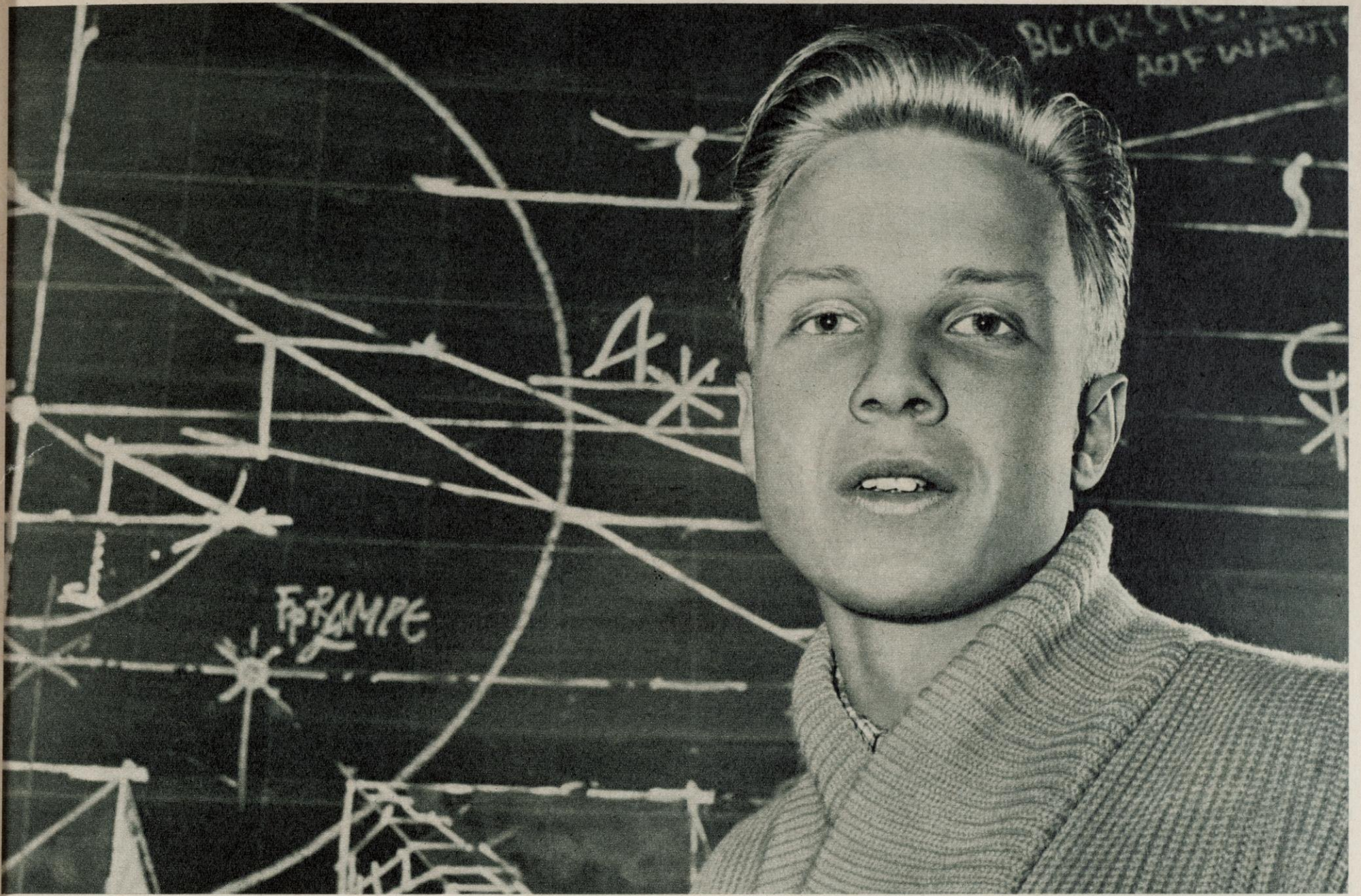
Aber von der Weltpolitik kann der einfache Mensch heute nur den Eindruck bekommen, daß sie hinter den Erkenntnissen der Forscher weitab einherhinkt. Es vergeht kaum ein Tag, an dem wir nicht durch die fortschreitende Entwicklung der Atomwaffen erschreckt werden. Nunmehr wird bekannt, daß Wasserstoffbomben durch Zusatz eines Mantels aus nicht künstlich gewonnenem Uran nicht nur in großen Mengen, sondern auch weit billiger hergestellt werden können. Mehr als je wird es also die Aufgabe der verantwortlichen Politiker sein, alles zu unternehmen, um zu Verhandlungen zu kommen. Brandreden um ein paar kleine Inseln nützen nicht, sondern schaden nur. Stunden oder Tage später wird man sie, wie die Erfahrung beweist, ja doch korrigieren.

Wohl kaum ein Mensch kann begreifen, weshalb man sich angesichts der der Menschheit drohenden Gefahren nicht endlich zu Verhandlungen über die strittigen Punkte der Weltpolitik entschließt. Man wird es später ja doch einmal tun müssen, und wäre es dann, wenn die Technik so weit fortgeschritten ist — aller Wahrscheinlichkeit nach kann sie das —, daß eine einzige Bombe den Erdball in die Luft sprengen kann. Heute genügen ja schon einige Dutzend der Bomben. Es ist heute schon vorzusehen, daß bei solchen Verhandlungen die Fragen, die uns als Menschen bewegen, die in Deutschland leben, auch ihre Erledigung finden werden. Wir sollten uns immer wieder vor Augen halten, daß angesichts der Gefahren, in der sich die Erde befindet, die Fragen der deutschen Aufrüstung, der Saar und der Wiedervereinigung winzig kleine Fragen sind, die nicht durch Krieg, aber durch friedliche Vereinbarungen der Weltmächte gelöst werden können. Angesichts der Entwicklung der Atomwaffen hat die deutsche Aufrüstung sowieso jeden Sinn verloren, insbesondere auch deshalb, weil in wenigen Jahren auch Wasserstoffbomben in England stationiert sein werden. Zur Abschreckung — wie gesagt. Spätere Geschlechter werden vielleicht einmal, wenn sie die politische Geschichte Westdeutschlands in dieser Zeit betrachten, sich fragen, ob viele Menschen in Deutschland denn damals wahnsinnig waren. Die Menschen, die heute die Aufrüstung ablehnen, befinden sich nicht nur im Bund mit den moralischen Forderungen unserer Zeit, sondern sie sind auch im Bund mit der technischen Entwicklung unseres Zeitalters, die einen Krieg einfach nicht mehr erlaubt und die Mittel freistellt, um die Menschen auf der Erde von den Plagen des Elends und des Hungers zu befreien. Die Atomentwicklung birgt Schrecken, aber sie birgt auch berechtigte Hoffnung auf eine Zeit des ewigen Friedens.

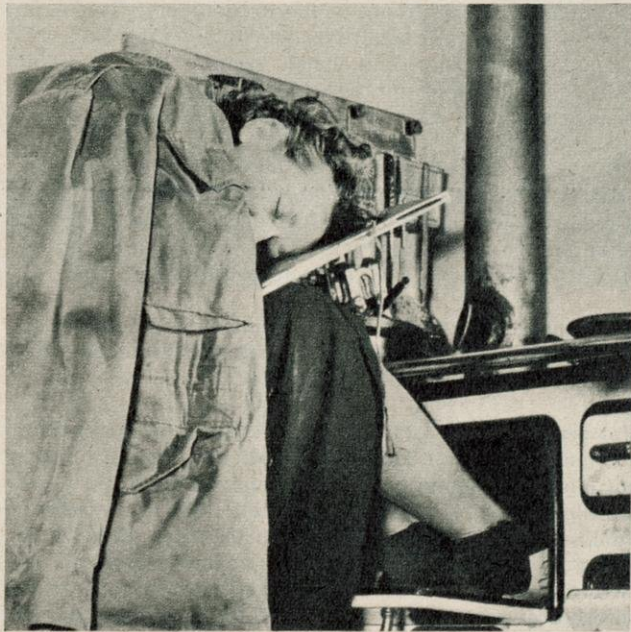
stelle. Gerade wer für Einheit, für Stärke, für Schlagkraft bei der Verteidigung der hart errungenen Rechte der Arbeiterschaft konsequent und kompromißlos eintritt, muß der fundamentalen Bestimmung der Satzung, die sich gegen parteipolitische Einseitigkeit wendet, stets und zu jeder Zeit Achtung zu verschaffen suchen. Andernfalls muß es naturnotwendig zum Verfall und Zerfall des Bundes kommen, was niemand nach dem, was wir erlebt haben, wünschen kann.

Die Mitglieder des DGB, die ihre Delegierten als Arbeitskameraden erwählen, denen sie ihre Interessenvertretung treuhänderisch anvertrauen, geben ihre Stimmen einem bewährten Kollegen, den sie menschlich und charakterlich schätzen, und es ist ihnen gleichgültig, welcher demokratischen politischen Richtung er im einzelnen angehören mag. Da sie als Berufs- und Arbeitskollegen und nicht als politische Kandidaten gewählt worden sind, müssen sie bestrebt sein, der Versuchung zu widerstehen, sich nachträglich doch als politisch gewählte Funktionäre zu betrachten. Das mag mitunter für den einzelnen nicht ganz einfach sein, aber im Interesse des Bundes sollte doch darauf geachtet werden, zwischen der frei zu äußern den parteipolitischen Meinung des einzelnen und seiner Stellungnahme als Exponent der Einheitsgewerkschaft zu unterscheiden. Die Mitglieder des Bundes werden dafür Verständnis haben, daß dem einen oder anderen einmal das Temperament durchgeht. Eine Systematisierung parteipolitischer Temperamentsausbrüche im Namen des Bundes würde der Bund kaum aushalten können. Vor dieser ersten Konsequenz gilt es die Augen nicht zu verschließen.

Ich bin aber der festen Überzeugung, daß sich der gesunde Sinn, der bei Gründung der Gewerkschaften lebendig gewesen ist, immer wieder durchsetzen wird. Ich bin weiter des Glaubens, daß alle, die auf ein Auseinanderfallen des Bundes spekulieren, sich in die Finger schneiden werden.



Es gibt so'ne und so'ne! Die einen spielen mit dem dicken Monatswechsel des alten Herrn in buntem Widsch und mit Bierkrügen und Schlägern „Studentenfreiheit“. Die anderen verstehen unter Studium kein so lockeres Leben, sondern ernsthafte Arbeit. Verteufelt ernsthafte. Zu den anderen gehört Rolf K. (oben). Er büffelt an der Technischen Hochschule zu München Elektrotechnik und verdient seinen Lebensunterhalt selbst mit Gelegenheitsarbeiten in einem Kabelwerk. Rolf K. hat keine Zeit für jenes lächerliche, romantische Studententreiben. Ein guter Ingenieur werden und durch seine Arbeit die Freiheit in der Welt vermehren.



Studenten ohne Romantik

fotografierte Mutz von Opel



Kopf kühl, Füße warm — dieses alte Hausrezept muß stud. med. Gisela K. täglich anwenden (oben links). Fünf, sechs Briketts heizen nämlich ihre Studentenbude unterm Dach eines München-Schwabinger Hauses nicht von früh bis abends aus. Zu mehr aber hat Gisela kein Geld. Deshalb steckt sie ihre Füße in die Backröhre des kleinen Herdes. Der Mantel wärmt derweilen den Rücken. — Hans M., stud. phil., bearbeitet sein schmutziges Hemd mit Wasser, Kernseife und Bürste selbst (oben). Für seinen schmalen Geldbeutel sind Wäschereien sündhaft teuer. Sie benutzen, heiße für Hans M. unerlaubten Aufwand treiben . . .

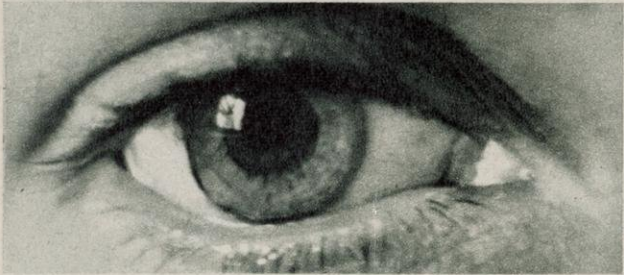
Achtzig Pfennig darf das Abendbrot kosten. Inge H., stud. rer. pol., hat soeben eingekauft. 1/2 Liter Milch 0.21 DM, Margarine 0.15 DM, Brot 0.20 DM, Wurst 0.30 DM und Käse 0.10 DM — macht summa summarum 0.96 DM. Sechzehn Pfennig zuviel hat Inge ausgegeben. Das muß sie morgen wieder einsparen. Denn die Monatsausgaben sind genau kalkuliert. 40.— DM kostet das kleine Zimmer in der Nähe der Universität. Für 6.— DM liefert ihr die Wirtin das Frühstück täglich. Zu Mittag ißt Inge in der Mensa. Das kostet 25.— DM im Monat. Außerdem muß das Mädchen auch noch Kosten für Fahrgeld, Schreib- und Studienmaterial, Kolleggelder, Kleidung und viele andere Kleinigkeiten rechnen. — So wie Inge H. leben viele Studentinnen und Studenten. Während eine Minderheit ihr Studentenleben in Jubel, Trubel und Heiterkeit auf Kosten von Pappas Geldtasche pflegt — während eine Minderheit tut, als wäre kein Krieg über Deutschland hinweggefegt, müssen sich die anderen Kommilitonen einen Theaterbesuch, ein Konzert und sogar das Kinogeld wortwörtlich vom Munde absparen. Bei den meisten bedeutet Arbeit auch Brot — wie bei jedem von uns. Arbeit und Studium zusammen aber werden meistens mit der Gesundheit bezahlt. Na, wünschen wir, daß Inge die Fröhlichkeit in den Jahren des Studiums behält und gesund bleibt.

Bill Warren's Besuch

Von Philipp Wiebe

KOMÖDIE Die durch ihr Auseinanderfallen in der Saarabstimmung des Bundestages und die Brandrede ihres Parteivorsitzenden Dehler gegen den Kanzler schwer durcheinandergeschüttelte FDP hat sich auf die für sie klassisch gewordene Weise aus der Affäre gezogen: In einer Sitzung von Fraktion und Hauptausschuß verwehrte sie sich gegen die Kritik an der Fraktion durch Außenstehende, billigte das Vorgehen des Parteivorsitzenden Dehler und nahm die Haltung Vizekanzler Blüchers, der gegen den Parteibeschuß für das Saarabkommen gestimmt hatte, „mit Verständnis zur Kenntnis“. Über sein Rücktrittsgesuch zu entscheiden, liege allein beim Kanzler. — Wir haben also mit Recht seit je bezweifelt, daß die Saar der FDP ihre Ministerposten wert sei.

HEINEMANN In einer Kampfabstimmung wählte die Synode der Evangelischen Kirche Deutschlands mit 77 gegen 44 Stimmen an Stelle des bisherigen Präses Dr. Heinemann den Freiburger Professor Constantin von Dietze für dieses Amt. Der Wahl waren heftige Auseinandersetzungen über die politische Tätigkeit von Geistlichen vorausgegangen. Die Synode legte dabei das Bekenntnis zur Gewissensfreiheit jedes Kirchenmitgliedes in politischen Fragen ab.



— Bleibt nur die Frage: Warum war Dr. Heinemann als Gegner Adenauers für ein Amt nicht mehr tragbar, in das man ihn als Minister Adenauers gewählte hatte?

VERGLEICH „Westdeutschland und Südkorea sind die einzigen wirklich überzeugten Gegner des Kommunismus in der Welt“, erklärte der südkoreanische Staatspräsident Syngman Rhee in einem Interview mit der deutschen Zeitung „Die Welt“. „Wir hoffen“, so fuhr der Präsident fort, „daß die westlichen Mächte nicht nur fest stehen, sondern vorwärts gehen werden, um die versklavten Völker jenseits des Eisernen Vorhangs zu retten.“ Leider sei der koreanische Krieg nicht bis zum Sieg fortgeführt worden.

— Der Unterschied zwischen Deutschland und Korea ist also offensichtlich nur der, daß Korea bereits einen nutzlosen Krieg hinter sich hat, während wir...

URTEIL Vor dem schwedischen Reichstag vertrat der schwedische Außenminister Unden die Auffassung, daß die Teilung Deutschlands auf unbestimmte Zeit hinaus bestehenbleiben werde. „Die Vorstellung, daß nach der Ratifizierung der Pariser Verträge der Weg zu einer aussichtsreichen Konferenz über die Wiedervereinigung angebahnt ist, ist leider wenig begründet.“ — Und die Schweden verfügen über eine sehr fundierte Erfahrung über die Sowjet-Diplomatie!

AUSTRITT Der bisherige Landesvorsitzende der Deutschen Partei in Schleswig-Holstein, von Kaehne, ist aus der DP ausgetreten. Als Begründung gibt er an: „Die führenden Persönlichkeiten der Deutschen Partei in Bonn sind zu hoffnungslosen Nachläufern Dr. Adenauers geworden.“ — Das Nachlaufen der DP hat indessen durchaus bestimmte Hoffnungen: Botschafter werden, Staatssekretär werden oder zumindest beim nächsten Wahlgesetz am Leben zu bleiben!

METHODE Bei den Wahlen im indischen Staat Andhra hat die Kongreßpartei Nehrus einen großen Sieg davongetragen, während die Kommunisten vernichtend geschlagen wurden. Von den bisher innegehabten 46 Sitzen verblieben ihnen noch 15, während die Partei Nehrus ihre Mandate von ebenfalls 46 auf 119 erhöhen konnte. — Nehrus Methode, den Kommunismus in Asien zu bekämpfen, scheint besser zu wirken als die Brandreden des amerikanischen Außenminister Dulles.

ABRÜSTUNG Nach einer einwöchigen Pause wurden in London die Abrüstungsgespräche zwischen den drei Westmächten, der Sowjet-Union und Kanada fortgesetzt. Der stellvertretende Sowjet-Außenminister Andrej Gromyko gab den Konferenzteilnehmern ein Frühstück, auf dem die auserlesensten Speisen der Sowjet-Union serviert wurden. Anschließend trat die Konferenz zu einer Arbeitssitzung zusammen. — Jetzt wissen wir, warum Konferenzen mit den Russen immer eine so lange Dauer haben!

AUFWARTS Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortliche Schriftleitung: Hans Dohrenbusch. Graphische Gestaltung: Willy Fleckhaus. Telefon 8 04 81. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. — Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.

Bill Warren gehört nicht zu jenen Amerikanern, deren Stolz es ist, in allen Lebenslagen eine Sicherheit zu demonstrieren, von der sie annehmen, sie sei ein Privileg des reichsten und mächtigsten Landes der Welt. Bill Warren, der Physiker aus USA, ist sich im Gegensatz zu diesen Landsleuten immer des peinlichen Gefühls bewußt, hinter sich eine große Macht zu haben; er kennt dies beschämende Gefühl des Stärkeren, der außer seiner Stärke auch noch das moralische Recht auf seiner Seite hat.

Und auch jetzt, im schaumgummigepolsterten Sessel des durch die Luft zischenden Flugzeuges, auch jetzt, als sein Blick die Küste des europäischen Festlandes einfing, auch jetzt überflutete ihn eine Welle der Sympathie für diesen alten, vor zehn Jahren von den Amerikanern befreiten und eroberten Kontinent. Er freute sich auf das Wiedersehen mit Deutschland, dem Land, das er einst mitbekämpft und besiegt hatte. Aber irgendwo war in ihm auch ein Gefühl des Unbehagens, dessen Ursprung, wie er genau wußte, ebenfalls auf Deutschland zurückzuführen war.

Er betrachtete eine Zeitlang seine Mitreisenden: schwere weißhaarige Männer meist, die schläfrig in ihren Sesseln lagen und zwischen deren Füßen dicke hellgelbe Akten taschen standen. Während des eintönigen Fluges hatte er festgestellt, daß sich die meisten dieser Männer kannten. Es war ihre übliche Route — die Route Neuyork—Frankfurt —, eine profitliche Route, wie Bill Warren aus den knappen Gesprächen entnehmen konnte. Nur er schien nicht in Geschäften unterwegs zu sein. Er wollte Günter besuchen, Günter Ronke in Frankfurt am Main.

Bill Warren blickte aus dem Fenster der „Super Constellation“ auf Europa hinab, das unter ihm vorbeiglitt. Seine Augen tasteten die Erde ab, über die er vor zehn Jahren gefahren, marschiert und gekrochen war und in die er sich oft mit verzweifelter Hast eingegraben hatte.

Aus dem Lautsprecher tönte die Stimme des Piloten in die Passagierkabine: „Wir überfliegen die deutsche Grenze!“ Und kurz darauf sah Bill Warren den Rhein...

Vor zehn Jahren — 23 Jahre alt — war er in dieses Land gekommen, um der Hoffnung zu dienen, der „Hoffnung auf Niederschlagung der Nazityrannei und auf ein Leben für alle in Freiheit von Furcht und Not“, wie es im sechsten Punkt der berühmten „Atlantic Charter“ hieß. Er war freiwillig in diesen Krieg gezogen — manche nannten ihn „Kreuzzug gegen die Barbarei“ —, er hatte seine Karriere unterbrochen und war in Richtung Rhein marschiert, dessen Erreichung das Ende des verdammten Krieges sein sollte. „Wenn wir am Ufer des Rheins stehen, werden sie schon kapitulieren, die Deutschen!“, das war eine der wenigen glaubwürdigen Parolen gewesen, die sich aber trotzdem — wie die meisten Parolen aller Heere der Welt — als unrichtig erweisen sollte. Bill Warren hatte wie alle anderen geschimpft und geflucht — auf die verblendeten Deutschen —, hatte den Rhein „überschritten“ (seine Einheit zählte 54 Tote!), und er war auch dabei gewesen, wie Frankfurt am Main genommen wurde: In einem Jeep, hinter einem schweren Maschinengewehr sitzend, war er als einer der ersten amerikanischen Soldaten durch die zertrümmerte Stadt gefahren. Vorsichtig — wie es amerikanische Art war — beobachteten er und sein Fahrer die stummen, meist leeren Hausruinen, sichernd schwenkte das Maschinengewehr auf verdächtige Fensternischen und Hausecken; die Stille der toten, eroberten Stadt wurde durch das beruhigende Summen des leichten Aufklärungsflugzeuges unterbrochen, das dicht über den Straßen kurvte, bereit, jede eventuelle feindliche Bewegung an die Artillerie zu funken.

Plötzlich trat Bill Warrens Fahrer scharf auf die Bremse. Hundert Meter vor ihnen stand auf einem schweren Steinbrocken ein Junge, der, einen Karabiner in den Händen, ihnen furchtlos entgegenblickte. Bill Warren nahm den Lauf des Maschinengewehrs herunter und richtete ihn nachlässig auf den Jungen, der Jeep fuhr vorsichtig weiter, und als die beiden Amerikaner auf fünf Meter an den Jungen herangekommen waren, rief dieser mit heller Stimme: „Good morning, fellows!“ — Bill Warren stieß beschämt den Kolben des MGs herunter und rief auf deutsch — eine Sprache, die ihn sein Großvater gelehrt hatte: „Wirf den Karabiner weg!“ Der Junge auf dem Steinbrocken lachte auf, hob den Karabiner hoch, und die beiden Soldaten sahen nun, daß das Schloß fehlte. Der Fahrer lachte und stellte den Motor ab. Und Bill Warren fragte in die entstandene Stille: „Was tust du denn hier?“ — Der Junge gab keine Antwort. Er schleuderte den Kara-

biner seitwärts in die Trümmer, sprang geschickt von dem Steinbrocken auf die Straße, kam nahe, ganz nahe an den Jeep heran, fuhr blitzschnell mit der Hand in die Tasche seiner dunkelblauen Trainingshose und warf mit spielerischer Geschicklichkeit ein dunkles eiförmiges Ding in den Jeep. Der Fahrer schrie: „Damned!“, bückte sich hastig unter sein Steuerrad und schmiß dann die Handgranate in weitem Bogen hinter sich auf die Straße. Bill Warren riß gleichzeitig das MG herum, und da fiel sein Blick auf das spöttische Jungengesicht. „Keine Bange! Die hatte keinen Zünder mehr!“ sagte der Bursche gleichmütig, und dann, das spöttische Lächeln wich nicht aus seinem Gesicht, hob er langsam die hageren Arme und sagte: „Ich kapituliere!“

Bill Warren und sein Fahrer saßen einen Augenblick sprachlos, doch dann verzogen sich ihre staubbedeckten Gesichter gleichzeitig zu einem anerkennenden Grinsen. „Willst du mitfahren?“ fragte Bill Warren. „Klar!“ rief der Junge begeistert. „Klar, werde Ihnen bei der Eroberung helfen!“

Und alle drei — die beiden US-Soldaten und der Junge — hatten schallend gelacht...

Das war die erste Begegnung Bill Warrens mit Günter Ronke gewesen, einem Jungen, der keine Angst mehr kannte und der Vertrauen zu den siegreichen Soldaten hatte. — An jenem Tage endete der irrsinnige, dreckige Krieg für Bill Warren und Günter Ronke. Bill wurde in Frankfurt stationiert, und er hatte den Jungen gefragt, ob er bei ihm bleiben wolle. Günter hatte sofort geantwortet: „Klar, Bill, wo soll ich denn sonst hin!“ Und bei diesen Worten schien sein Gesicht sekundenlang alt und müde zu werden. Bill ahnte plötzlich, daß die Frechheit und Unbekümmertheit nur eine Maske waren, eine Maske, die er noch bei manchem deutschen Kind finden sollte. Er fragte und erfuhr, daß Günter seine Eltern verloren hatte: den Vater irgendwo am Dnjepr in Rußland, die Mutter in einem jener Keller, auf denen unheimlich hohe Schuttberge in gräßlicher Unzugänglichkeit ruhten.

Fast vierzehn Monate lebte Günter bei Bill Warren, dessen Einheit in einer halbzerstörten Schule Quartier gefunden hatte. Bill, der nach der Eroberung Frankfurts zum Offizier befördert worden war, hatte viel freie Zeit, und es machte ihm großen Spaß, diese Zeit dem blonden vierzehnjährigen Jungen zu widmen, der in knapp drei Monaten die Sprache der Amerikaner perfekt erlernte. „Die Umerziehung der Deutschen zur Demokratie“, die der Gouverneur des besetzten Deutschlands angeordnet hatte, fand in dem aufgeweckten Günter Ronke einen willigen Schüler. Es machte Bill keine Mühe, den Jungen für die demokratischen Grundregeln zu begeistern. Dieser begriff schnell, welche große Sache die Verfassung der Vereinigten Staaten ist, und auch die hohen Begriffe des „Amerikanischen Glaubensbekenntnisses“: „Freiheit“, „Gleichheit“, „Gerechtigkeit“, „Humanität“, wurden ihm unter Anleitung Bill Warrens verständlich. — Trotz seiner jungen Jahre hatte Günter viel — zuviel! — erlebt; vor allem wußte er, was Krieg bedeutete — wußte es besser als der Soldat Bill Warren. Und daher war er glücklich, als Bill ihm den achten Punkt der „Atlantic Charter“ vorlas: „Alle Völker der Welt müssen aus praktischen und sittlichen Gründen vom Gebrauch der Waffengewalt abkommen!“

„Mensch, Bill, das wäre doch fabelhaft. Dann könnte es nie wieder Krieg geben, wenn keine Waffen mehr da wären!“ hatte Günter gerufen.

„Natürlich wäre das fabelhaft“, hatte Bill lächelnd geantwortet. „Und wir Amerikaner werden dafür sorgen, daß es in deinem Land keine Waffen mehr geben wird. Kannst dich auf uns verlassen, Günter!“

Einmal — an einem Oktobertag 1945 — war Günter nach Hause gekommen, eine Zeitung in der Hand schwenkend und rufend: „Bill, euer General, der Eisenhower, schreibt hier dasselbe, was du immer sagst. Paß auf!“ Und Günter las, was auf der ersten Seite der Zeitung gedruckt war: „Der Militarismus muß zusammen mit dem Nazismus vernichtet werden. Die physische Entmilitarisierung wird tatkräftig durchgeführt, aber sie allein kann nicht garantieren, daß Deutschland in Zukunft nicht die Welt wieder in einen neuen Krieg zwingt. Deshalb muß militärisches Denken für immer aus der deutschen Gedankenwelt ausgeschaltet werden!“ Günter hatte die Zeitung sinken lassen, und Bill erkannte in den Augen des Jungen begeisterte Zustimmung. „Das sagst du doch auch immer, Bill, nicht wahr?“

Fortsetzung Seite 6

'S

von dem
ne an den
ie Tasche
mit spiele-
Ding in
ich hastig
ranate in
arren riß
k auf das
ke keinen
und dann,
icht, hob
ituliere!"

genblick
edeckten
Grinsen.
ar!" rief
oberung

unge —

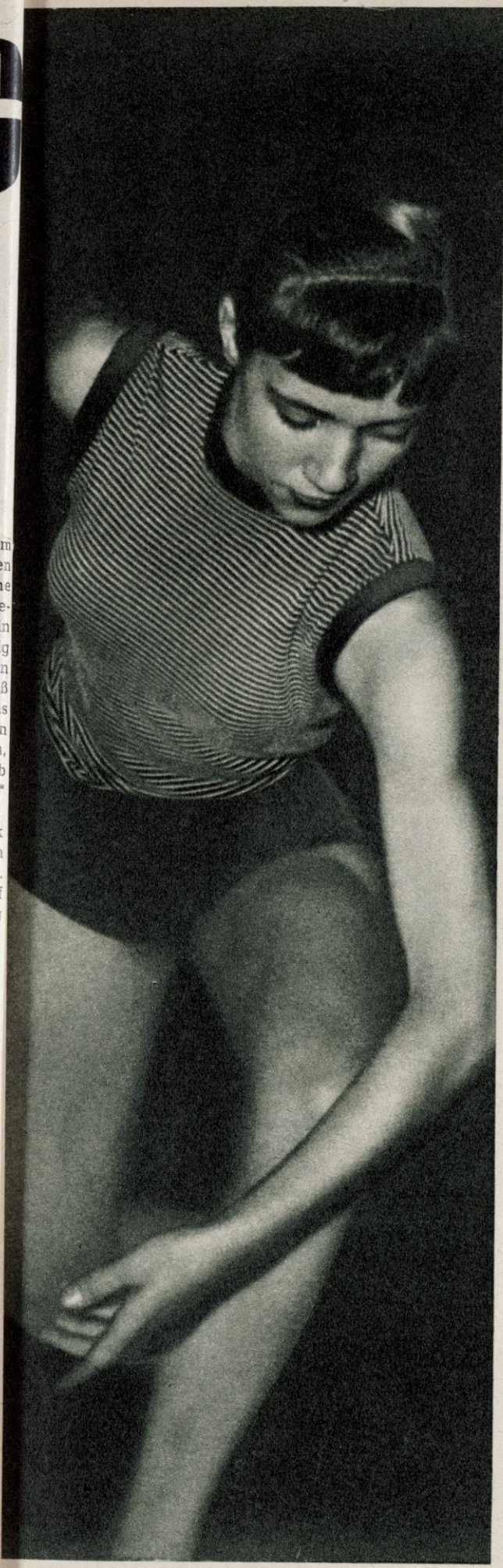
Günter
st mehr
Soldaten
dreckige
urde in
ragt, ob
wortet:
diesen
l müde
nd Un-
die er
fragte
te: den
tter in
ttberge

dessen
funden
Offizier
machte
hrigen
prache
ng der
es be-
n auf-
achte
ischen
welch
en ist,
bens-
keit",
arrens
Günter
Krieg
arren.
Punkt
Welt
n-Ge-

te es
r da

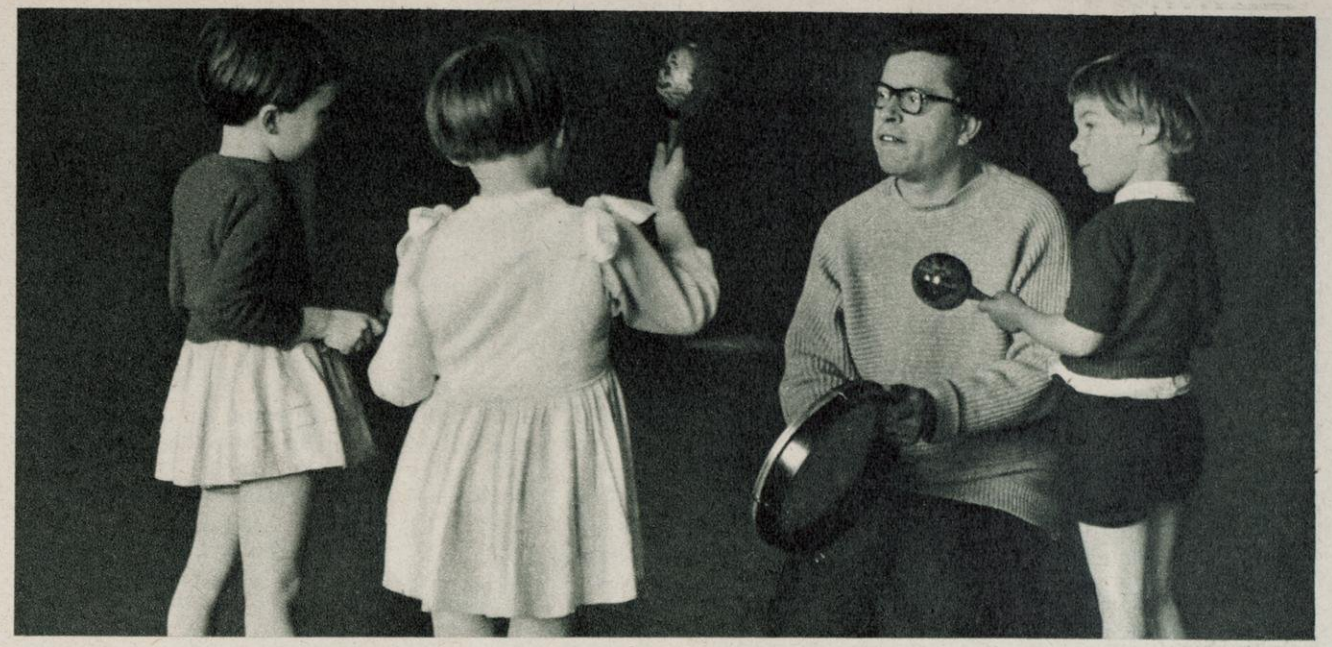
ant-
aß es
innst

nach
kend
reibt
nter
war:
ver-
tat-
ren,
nen
für
lftet
Bill
im-
ar?"



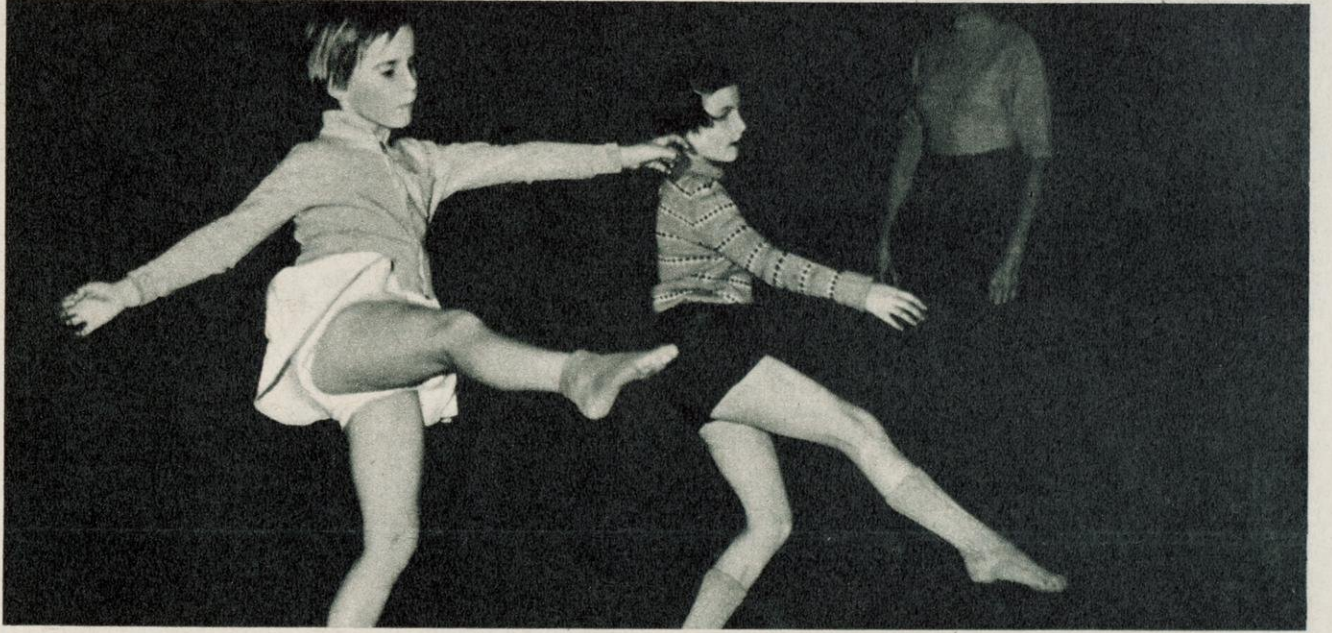
Körper und Seele sind eins

Else-Lang-Schule in Köln geht neue Wege
Fotos: Heinz Held



Ganz der Bewegung hingegeben schwingt das Mädchen (links) ihren Körper nach der Musik. Es erfaßt die Melodie nicht nur mit seinem Verstand. Es erlebt sie „am ganzen Leib“. Aber das hat es nicht in der üblichen Schule gelernt. In der Schule ist Musik ein Fach wie jedes andere. Und Körperbewegung, dort „Turnen“ genannt, ist ein zweites Fach. Körper und Seelen werden als zweierlei behandelt. Else Lang und Karl Foltz jedoch erkannten, daß erst beide zusammen die natürlichen Mittel zur Persönlichkeitsbildung sind. Deshalb drillen sie keine „Ballettratten“ und keine „Musikgenies“. Sie wollen den gesamten Menschen!

Rasseln und Tamburin sind die ersten Instrumente, mit denen in der Else-Lang-Schule die musische Erziehung beginnt (oben). Die „Babys“, Drei- und Vierjährige, können zwar noch nicht lesen und schreiben, aber Rhythmen können sie schon kräftig schlagen. Das macht ihnen sogar einen Heidenspaß. Karl Foltz nutzt die jedem Menschen angeborenen rhythmischen Fähigkeiten aus. Er bleut den Kindern nicht einfach Kenntnisse ein. Aus der kindlichen Freude an Spiel und Bewegung entwickelt er vielmehr sein Erziehungssystem. Über eine natürliche und vollendete Bewegung soll es zum bewußten Menschen führen.



Die tänzerischen Schritte sind noch ungelentk (oben), aber die beiden Mädchen werden schließlich auch keine Primaballerinen. Wer weiß heute, wo sie einmal „ihren Mann“ stehen werden? Vielleicht im Büro, vielleicht in einem anderen Beruf, vielleicht aber auch nur als Hausfrauen. Überall werden sie aber der Else-Lang-Schule dankbar sein. Das, was sie dort lernten, ging ihnen in „Fleisch und Blut“ über. — Der vierjährige Walter spricht mit Karl Foltz (links unten) wie mit einem Spielkameraden. Freude leuchtet ihm aus den Augen. Schließlich ist ja der Lehrer hier auch nichts anderes als ein großer Spielgefährte.

Große Sprünge können nur große Mädchen machen (unten). Denn: alles will schließlich gelernt sein. Drei bis achtzehn Jahre alt sind die Schülerinnen und Schüler der Else-Lang-Schule. Sie kommen aus allen Schichten der Bevölkerung. Als Else Lang und Karl Foltz vor einigen Jahren mit ihrer „musischen Erziehung“ begannen, ahnten sie nicht, wie groß der Erfolg einmal würde. Weit über hundert Kinder treiben jetzt dort Gymnastik und musizieren; im Ausgleich und zur Ergänzung zum üblichen stoff- und verstandesbetonten Unterricht. Viele beseitigen oder verhindern damit auch Körperschäden, die sie bisher im Leben hemmten...



Bill Warrens Besuch

Fortsetzung von Seite 4

Wie sehr Bill Warren an dem Jungen hing, merkte er erst, als er abgemustert wurde und wieder nach den USA fahren mußte. Er versprach, bald nach Frankfurt zurückzukommen — als Tourist gewissermaßen —, doch konnte er mit diesem Versprechen nicht die Trauer, die in die Augen des Jungen gekommen war, vertreiben. Günter zog zu einer aus der Evakuierung zurückgekehrten Tante, und regelmäßig gelangten monatliche Pakete an seine Adresse. Bill Warren wollte nicht, daß sein junger Freund hungere . . .

Kaum in seiner Heimat angelangt, forderte man den begabten Physiker Bill Warren auf, seine Fähigkeiten der Atomforschung zur Verfügung zu stellen. Bill nahm an, da er um die fruchtbaren friedlichen Möglichkeiten der Atomkraft wußte. Seine entwicklungsfähigen Theorien wurden schnell anerkannt, doch merkte Bill Warren bald, daß seine Theorien mißbraucht wurden. Die Leiter seiner Forschungsabteilung wandten sie in der Praxis bei Objekten an, deren Existenz ihm, Bill Warren, von Jahr zu Jahr unheimlicher erschien. Es konnte nicht ausbleiben, daß er bald zu dem engeren Kreis der Wissenden gehörte, und was er wußte, ließ ihn manchmal nicht gut schlafen. Trotz seiner Leidenschaft für Neuentdeckungen auf physikalischem Gebiet verlor er nicht den Blick für die Folgen, die diese rapid fortschreitende Forschung nach sich ziehen mußte. Und doch ließ er lange Zeit sein zweifelndes Gemüt von den tönenden Versicherungen hoher Politiker beruhigen: „Wir müssen wirkungsvollere und mehr Atom- und Wasserstoffbomben haben als die Russen, dann ist der Frieden für alle Zeiten gesichert! Ist unser Vorsprung groß genug, wird die Forschung nur noch friedlichen Zwecken dienen und der Menschheit unermeßliche Vorteile bringen!“ All das versuchte Bill Warren zu glauben — er versuchte es lange und voller Unruhe. Als dann aber eines Tages einer seiner obersten Chefs, ein kluger, ja genialer Mann, erklärte, er mache nicht mehr mit, da seiner Ansicht nach die Weiterentwicklung dieser Atom- und H-Bomben zur Katastrophe führen müßte, hatte Bill Warren nachdrücklich um seine Versetzung in ein anderes Ressort gebeten. Man lächelte resigniert, doch erfüllte man seinen Wunsch. Obwohl Bill Warren wußte, daß durch seinen Weggang die Weiterentwicklung der Vernichtungswaffen nicht aufgehalten wurde, war ihm doch leichter ums Herz.

In diesen Jahren überquerte mancher Brief den Atlantischen Ozean: von Deutschland nach den USA und umgekehrt. Günter schrieb, daß er die Schule erfolgreich hinter sich gebracht habe („in Englisch bekam ich natürlich ein »Sehr gut!«“), daß er Fotograf werden wollte. Dann nach drei Jahren: die Lehre sei beendet, er glaube, allerhand zu können, und er sei im Begriff, Fotoreporter zu werden. Und vor zehn Monaten erreichte Bill Warren ein Foto, das ein junges, sehr reizvolles Mädchen zeigte, und auf der Rückseite des Fotos stand: „Hast du was dagegen, daß ich Karola liebe?“ — Bill Warren kabela zurück: „Im Gegenteil — stop — finde sie bezaubernd — stop — viel Glück — stop — Bill.“

Darauf war nur noch ein Brief vor einem halben Jahr bei Bill angekommen, in dem Günter anfragte: „Wozu habt Ihr eigentlich eine Flugverkehrslinie Neuyork—Frankfurt? Was machst Du mit Deinen vielen Dollars?“

Und Bill hatte in Gedanken „Okay“ gesagt, denn er fand, daß seine angesammelten Dollars keine bessere Verwendung finden konnten.

Die „Super Constellation“ kreiste nun über dem Frankfurter Flugplatz. Bill Warren dachte an Günter Ronke, den er in wenigen Minuten wiedersehen würde. Er versuchte jetzt, das in ihm wohnende Unbehagen zu analysieren, und er stellte fest: es resultierte aus der Unwissenheit um Günters weltanschauliche Einstellung. Wie in stiller Übereinkunft hatten sie es beide vermieden, in ihren Briefen die politische Einstellung ihrer Länder zu diskutieren. Oft — sehr oft hatte Bill Warren der Versuchung nur mit Mühe widerstanden, seinen jungen deutschen Freund zu fragen, ob er trotz allem noch immer jener überzeugte Pazifist und Antimilitarist sei, als den er ihn seinerzeit verlassen hatte.

Und je nachdrücklicher die amerikanische Regierung die Remilitarisierung Westdeutschlands forderte, desto verlegener und unsicherer wurde Bill Warren — der ehemalige Soldat, der einem vierzehnjährigen Jungen im eroberten Land versichert hatte, die USA würden für die dauernde Entmilitarisierung sorgen. — Man konnte die augenblicklichen Gefühle Bill Warrens auf eine Formel bringen: Er schämte sich! Dazu kam die Befürchtung, sein ehemaliger Schützling, Günter Ronke, könne jenen Strömungen erlegen sein, die sich zurzeit so unheilvoll in der westlichen Welt breit machten. Seine Scham und die Vorstellung, Günter sei vielleicht umgekippt, sei nun für die Wiederaufrüstung und den Wehrdienst, schufen in Bill Warren ein fatales Dilemma, und er hoffte nur, Günter Ronke gehöre zu den Kreisen Westdeutschlands, die kompromißlos die Wiederaufrüstung ablehnen.

„Nun, ich werde es bald erfahren“, dachte Bill Warren, als das Flugzeug zur Landung ansetzte. „Ich warte ab, bis er von selbst dieses Thema anschnidet. Ich wäre glücklich, wenn er in dieser Beziehung der alte geblieben wäre. Damned, das wäre ich wahrhaftig!“

„Frankfurt am Main“, sagte der Lautsprecher. Bill Warren kam auf Besuch.

Als er aus der Kabinentür auf die herangeschobene Treppe trat, sah er unten einen jungen Mann, der, eine kleine Filmkamera vor den Augen, ihn anvisierte. Die Linse der leise surrenden Kamera folgte ihm, bis er auf dem Erdboden stand. Dann nahm der junge Mann die Kamera herunter, und Bill Warren erkannte Günter Ronke.

„Hallo, Günter!“ rief Bill.

„Hallo, Bill!“ rief Günter, und dann, die Stimme eines Wochenschauansagers nachahmend: „Bill Warren, einer der bekanntesten Physiker der Vereinigten Staaten, besucht die Deutsche Bundesrepublik, an deren Entstehung er vor zehn Jahren durch seine tollkühne Eroberung Frankfurts mitgearbeitet hat!“

Lachend schlugen sich beide gegenseitig auf die Schultern, lachend stiegen sie in ein Taxi, das sie hinein nach Frankfurt brachte.

„Mensch, Günter, bist ja 'n richtiger Mann geworden!“ sagte Bill.

„Klar. Konnte es nicht verhindern!“ antwortete Günter.

Das Taxi fuhr durch gepflegte Straßen, deren Ränder helle neue Häuser säumten. Günter wies mit dem Kopf zur Seite: „Alles wieder okay.“

„Ja“, sagte Bill Warren, „ihr seid 'n verdammt tüchtiges Volk!“

„Sagt man jetzt wohl allgemein drüben bei euch, wie?“ fragte Günter. Bill nickte. Und Günter lächelte etwas mühsam. Gern hätte er Bill in diesem Augenblick eine Frage gestellt, eine Frage, die für ihn, Günter Ronke, von großer Bedeutung war; aber er wagte es noch nicht. „Ich werde ihn später danach fragen“, dachte er. „Jetzt könnte es die Wiedersehensfreude trüben.“

Das Taxi hielt vor einem Hotel, in dem Günter für seinen Freund Bill ein Zimmer bestellt hatte. Nachdem Bill sich umgezogen und beide ausgiebig gegessen hatten, sagte Bill, seine Zigaretten hervorkramend und sie Günter anbietend: „Bummeln wir ein wenig durch die Stadt? Bin so gespannt, wie sie jetzt — nach zehn Jahren — aussieht.“ „Gut, gehen wir“, sagte Günter.

Es war für Bill Warren eine merkwürdige Sache, wieder in dieser Stadt zu sein, in der er vor langer Zeit einen kurzen Teil seines Lebens verbracht hatte. Hier und da glaubte er eine Straße, eine Häuserrecke wiederzuerkennen, doch nie war er ganz sicher, denn die Anhaltspunkte von damals — gelbe, blaue, grüne Schilder, die den amerikanischen Soldaten zur Orientierung gedient hatten — waren verschwunden. Aber auch die sogenannten „markanten Punkte“ von damals — bizarre Ruinen von Hochhäusern oder tiefe Bombentrichter in der Straße — waren nicht mehr da. Erstaunt blickte Bill Warren auf die Veränderungen, die in so relativ kurzer Zeit mit dieser Stadt vor sich gegangen waren: Langgestreckte wuchtige Bauten hatten die Ruinen verdrängt, Schaufenster mit erlesenen Waren hatten bröckelige leere Fensterhöhlen abgelöst, und die Straßen hallten nicht mehr vom singenden Motorenlärm stumpfbrauner Jeeps mit weißem Stern wider, nein, nun waren es chromblitzende deutsche Wagen, die in dichter Reihenfolge durch die gutgepflegten Straßen glitten.

Doch vor allem waren es die Menschen, die Bill Warrens Aufmerksamkeit fesselten. Er betrachtete ihre Gesichter, suchte unwillkürlich nach dem hungrigen, verhärteten Ausdruck, der auf ihn, den damaligen Leutnant Warren, einen so tiefen Eindruck gemacht hatte. Aber er mußte nun feststellen: Die Gesichter hatten sich geändert. Der Kollektivausdruck der Not, der Sorge war verschwunden. Die Frankfurter Gesichter unterschieden sich jetzt nicht mehr von den Neuyorker Gesichtern; sie umfaßten wieder die normale Skala menschlicher Eigenschaften und Gefühle: Geschäftigkeit, Freude, Gleichgültigkeit, Trauer, Teilnahme, Ärger, Angst und Wut . . . alles war hier zu finden, wie es sich seit Menschengedenken gehört.

Ein hochgewachsener, etwas aufdringlich elegant gekleideter Neger mit einer jungen dicklichen Blondine am Arm schlenderte vorbei. Mit stolzem Grinsen grüßte er Bill Warren, den er wohl am Schnitt seines Mantels als Amerikaner erkannt hatte.

„Das ist einer der Besatzungssoldaten“, sagte Günter. „Es ist angenehm, daß sie jetzt Zivil tragen dürfen. Ich finde, das gibt unserer Stadt so einen internationalen Charakter.“ „Alle Städte sollten so sein“, sagte Bill, „das wäre vielleicht 'ne gute Basis der Verständigung.“

„Vielleicht“, sagte Günter. „Nur dürften es eben keine Soldaten in Zivil sein. Es müßten echte Zivilisten sein, Zivilisten aus allen Ländern — auch aus Rußland“, fügte Günter, gleichsam einen Vorstoß riskierend, hinzu.

Aber Bill reagierte gleichmütig. Er nickte lächelnd: „Schön wär's. Klingt nur sehr utopisch angesichts der politischen Lage.“

„Utopie ist die Vorläuferin der Wirklichkeit“, entgegnete Günter.

Sie waren in eine Nebenstraße eingebogen. „Wo kommen wir denn jetzt hin?“ fragte Bill.

Günter lachte: „Nach USA — mindestens nach Frankreich!“

„Wieso?“ sagte Bill verblüfft.

„Erinnern Sie sich, Herr Leutnant! Wer kam vor zehn Jahren mit wild pochendem Herzen hier entlanggefahren, ein Maschinengewehr im Anschlag und im Begriff, einen kleinen Jungen zu killen?“

„Ja — natürlich!“ rief Bill, „hier . . .“, er rannte die Straße hinunter, „hier ungefähr lag der Steinbrocken, auf dem du den Feind erwartest hast!“

„Den Befreier“, verbesserte Günter.

Sie lachten sich an, rekonstruierten die Szene von damals, und dann sagte Bill: „Junge, du ahntest wirklich nicht, in welcher Gefahr du schwebtest!“

„Aber ich ahnte, welcher Gefahr ich entronnen war, als ich euch ankommen sah.“

Sie beschlossen, in Günters Wohnung zu gehen und dort das Wiedersehen bei einigen Flaschen Sekt und Wein zu feiern. Unterwegs sagte Bill plötzlich: „Wann werde ich denn jetzt endlich deine Karola kennenlernen? Hatte sie schon am Flugplatz erwartet!“

Günter grinste ihn von der Seite an: „Du wirst sie schon kennenlernen. In einer Stunde. Schließlich kann nicht jeder so frei über seine Zeit verfügen wie ich.“

„Karola arbeitet irgendwo?“ fragte Bill.

„Ja. Sie ist Sekretärin in einem herrlichen Palast, den sich vor einem Jahr eine Versicherung gebaut hat.“

„Du hast nie mehr Karola in deinen Briefen erwähnt. Erzähl mir von ihr. Bin verdammt neugierig!“

„Ach“, sagte Günter, „ich könnte dir stundenlang von ihr erzählen, aber es ist besser, du lernst sie erst mal leibhaftig kennen.“

„Warum heiratet ihr eigentlich nicht?“ fragte Bill Warren.

„Wir wollten bisher noch nicht.“

Bill fragte erstaunt: „Ihr wolltet nicht? Warum?“

„Genau kann ich dir das auch nicht erklären, Bill. Vielleicht ist es ein Rest Romantik, der uns so leben läßt, wie wir es zurzeit tun. Nicht, daß wir die Ehe ablehnen. Wir werden bestimmt heiraten mit allem Drum und Dran — das ist abgemachte Sache —, aber im Augenblick fühlen wir uns so am wohlsten.“

„Ihr wohnt zusammen?“ fragte Bill etwas unsicher.

„Ja. Seitdem wir uns kennen. Karola hatte damals keine Wohnung. Sie wohnte in einem der alten dreckigen Bunker, als ich sie kennenlernte. — Na, stört dich das?“

Bill wehrte kurz mit der Hand ab: „Unsinn. Ich meine nur, für eine Frau ist es trotz aller Romantik besser, mit allem Drum und Dran verheiratet zu sein.“

„Da magst du recht haben. Nur . . . Karola liebt den jetzigen Zustand sehr. Sie ist etwas abenteuerlich, verstehst du? Der Krieg und die Zeit danach haben sie zur Abenteurerin gemacht.“

Fortsetzung folgt



General, unser Spähtrupp muss jetzt hinter der Feindlinie sein —

ekleide-
 am Arm
 er Bill
 Ameri-

 ter. „Es
 h finde,
 rakter.“
 re viel-

 n keine
 en sein,
 „“, fügte

 „Schön
 itischen

 gegnete

 ommen

 kreich!“

 or zehn
 fahren,
 einen

 Straße
 dem du

 damals,
 icht, in

 als ich

 nd dort
 ein zu
 rde ich
 tte sie

 schon
 t jeder

 en sich

 nt. Er-

 on ihr
 l leib-

 arren.

 lleicht
 ie wir
 Wir
 ran —
 fühlen

 keine
 unker,

 e nur,
 allem

 t den
 , ver-
 ie zur

 J

 “



Haus in Marseille

Christa Peters fotografierte die 5. Folge unserer Serie:

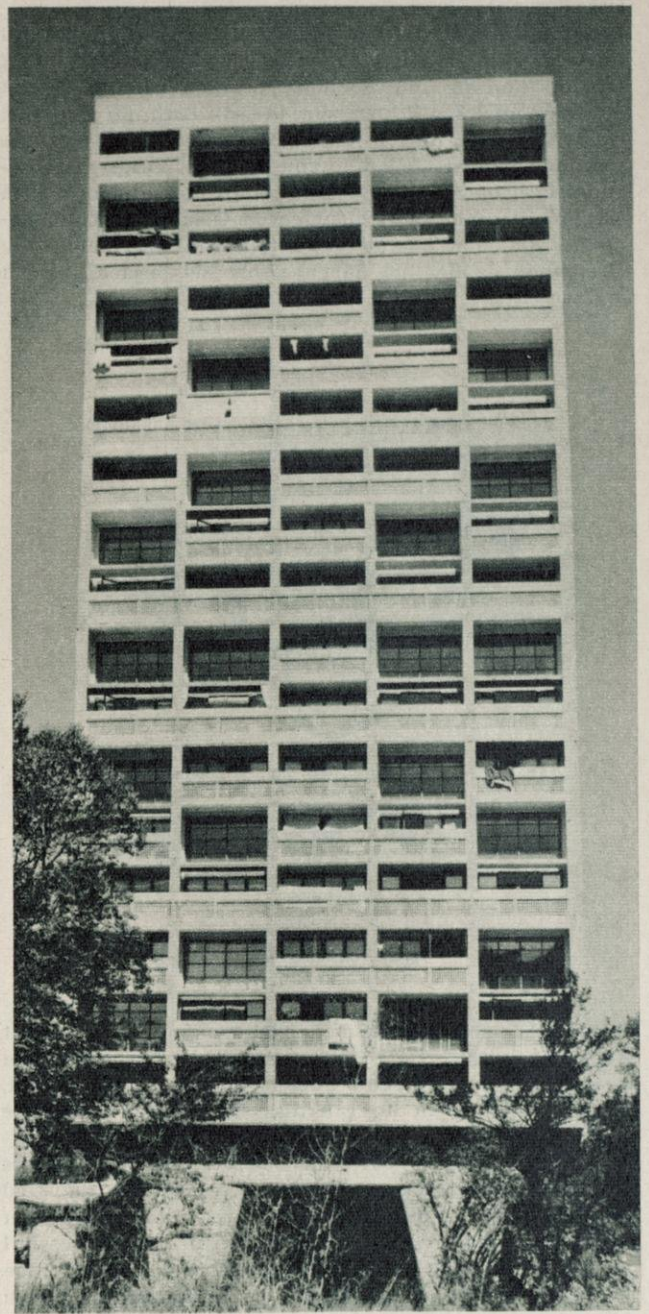
10 Jahre danach

„Das alte, schöne Marseille“, sagen die Reisenden aus aller Herren Ländern, blättern im Baedeker und saugen den Gestank nach Wasser und Fäulnis ein, als wäre er ein berausender Duft. „Sich die Winde der weiten Welt um die Nase wehen lassen“, nennen sie das. Die drei Jungen dagegen haben eine andere Vorstellung vom Geruch der weiten Welt. Sie wohnen nämlich in diesen „schönen alten“ Gassen. Sie wohnen hinter den Mauern mit den winzigen Löchern. Und deshalb verstehen sie auch gar nicht, warum unsere Reporterin hier fotografiert. Nun — Christa Peters will zeigen, wie nötig moderne Häuser sind.

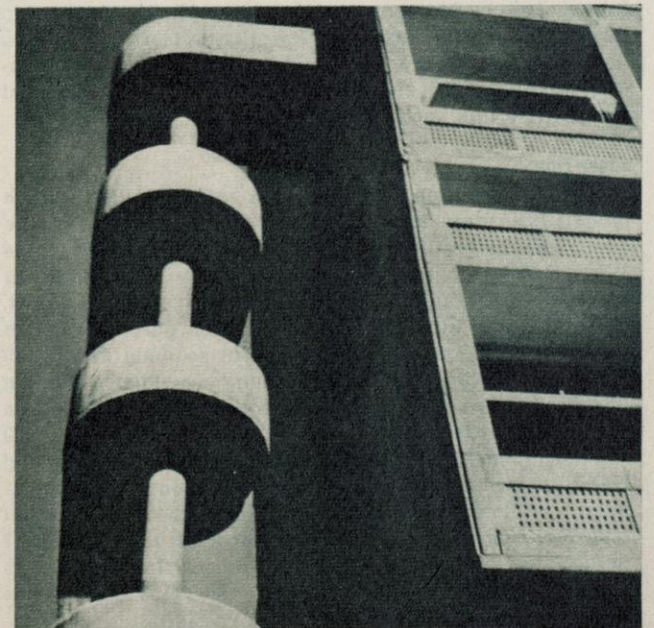


Charles Edouard Jaenneret-Perret heißt der Mann eigentlich, der dieses Haus erbaute. Aber er nannte sich Le Corbusier. Unter diesem Namen ging er in die Baugeschichte ein. Wo man von moderner Architektur spricht, spricht man auch von ihm. Dabei besuchte der Mann keine Architekturschule. Er besitzt kein Diplom. Als er mit dreizehn Jahren die Volksschule verließ, wurde er in ein Büro gesteckt. Aber dort brach er aus, reiste, und mit achtzehn Jahren entwarf er sein erstes Haus. Inzwischen hat er viele Gebäude entworfen. Nicht nur am grünen Tisch: Das Hochhaus in Marseille ist sein schönstes geworden. (Foto: Presser)

Aber daraus wurde nichts. Das Haus ist einsam geblieben. Es entstand noch kein neues Marseille. Haus und Architekt fanden Feinde. „Die Stadt wird von den Unternehmungen dieses Architekten bedroht“, schrieben die Zeitungen. Niemand verstand die neuen Bauformen. Teile wie diesen Treppenturm (rechts) aus Sichtbeton hatte es bisher noch an keinem Haus gegeben — also machten sich Laien und „Fachleute“ auf und wetterten dagegen. „Betonklotz auf Stelzen“ — „Monstergebäude, gemischt aus Pfahlbau, Riesengarage und Atlantikwall“ — sagten sie. Trotzdem hat sich erwiesen, daß es schön — und praktisch ist...

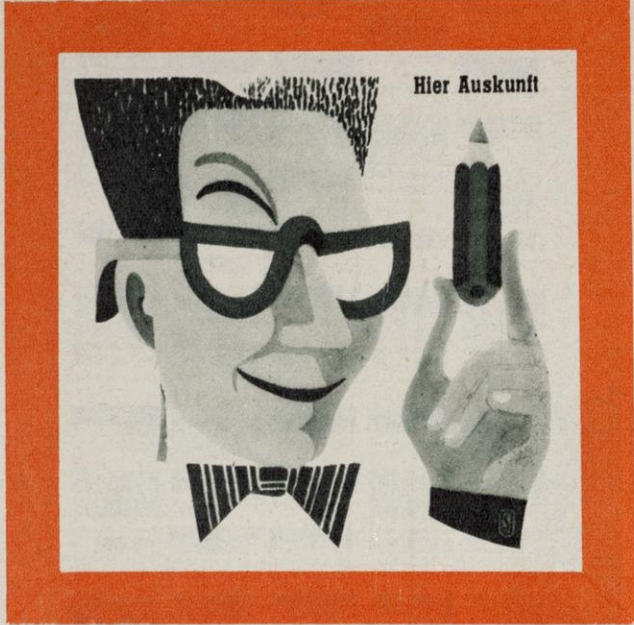


Das modernste Haus Europas steht aber auch in Marseille. Auf 36 Betonpfählen zu je sieben Meter hoch erheben sich achtzehn Stockwerke (oben und unten). 1700 Menschen wohnen darin, jede Familie von der anderen schalldicht getrennt. Das Haus ist eigentlich eine kleine Stadt. Läden, Hotel, Kindergarten, Schule, Turnhalle, Krankenhaus, Restaurant — alles enthält es. Und von jedem Fenster aus blickt man auf das blaue Mittelmeer. Die Welt, von der die Jungen in den Elendsvierteln träumen. Das Haus sollte das Muster für Marseille sein. Nach ihm sollte eine neue Stadt mit viel Luft und viel Sonne gebaut werden...



Liebe Freunde!

Gestern war ich in einer kleinen Versammlung. Ich will Euch gar nicht erzählen, von welchem Verein oder welcher Organisation sie „durchgeführt“ worden ist. Das scheint mir ganz unwesentlich zu sein. Ich will Euch nur erzählen, was ein älterer Herr in dieser Versammlung gesagt hat. „Mit den jungen Menschen von heute ist nichts mehr anzufangen“, hat er gesagt. „Die sitzen nur noch in diesen Milchbars herum und schmelzen ihr Geld in die Gramophone, die man überall aufgestellt hat.“ Er meinte die Music-Box. „Oder sie haben nichts als ihren Sport im



Kopf. Mit denen ist nicht mehr viel anzufangen. Die kennt keine Aktivität.“ Darf ich Euch erzählen, was ich ihm geantwortet habe? „Lieber Soundso“, habe ich ihm gesagt, „lieber Soundso, in Ihrer Kritik sind einige herzhaftere Verallgemeinerungen. Aber davon ganz abgesehen — warum sollen junge Leute zum Beispiel nicht in Milchbars gehen? Ich für meinen Teil sitze gern in Cafés rum. Und warum sollen sich die jungen Leute in den Milchbars nicht Musik anhören? Was den Sport betrifft, so interessiert er mich nicht. Aber wen er interessiert, der soll auch rege an ihm Anteil nehmen. Ich halte es für falsch, von einem Menschen zu verlangen, seinen harmlosen Neigungen nicht nachzukommen. In meinen Augen sind es harmlose Neigungen, die Sie so scharf kritisieren.“ — Habe ich in Eurem Sinne gesprochen, liebe Freunde, oder habe ich das falsch gemacht?
Thomas

Starker Tobak

Aus Darmstadt schreibt uns Karl Heinz Erpel: „Es dürfte Ihnen bekannt sein, daß in einer Demokratie die Minderheit sich den Beschlüssen der Mehrheit zu fügen hat, wenn dieselben auf legalem Wege zustande gekommen sind. Warum also stellen Sie Ihre Kritik an dem Pariser Vertragswerk nicht ein, nachdem es im Bundestag mit großer Mehrheit gebilligt worden ist?“

Das ist starker Tobak! Keine Spielregel der Demokratie verbietet, ein Gesetz auch nach der Verabschiedung im Parlament zu kritisieren. Im Gegenteil, das Recht zur Kritik an Maßnahmen der Regierungsmehrheit — egal welcher — ist ein wichtiger Bestandteil der demokratischen Rede- und Pressefreiheit. Wir befürchten — und auch das ist unser gutes Recht —, daß die Ratifizierung der Pariser Verträge schwerwiegende Folgen hat. Wir halten es für unsere Pflicht, auf die möglichen Folgen hinzuweisen und sie auch zu bekämpfen, falls sie sich einstellen.

Enttäuschung

Aus Lübeck schreibt uns Klara Singer: „Ich bin sehr enttäuscht, daß Du Dich im letzten »Aufwärts« gegen Betriebsfeiern ausgesprochen hast. Sie dienen doch der Stärkung eines kameradschaftlichen Zusammengehörigkeitsgefühls im Betrieb. Solltest Du Deine Meinung nicht noch einmal überprüfen?“

Habe ich getan, Klara. Muß Dir leider mitteilen, daß meine Meinung sich dadurch nicht geändert hat. Ich glaube, ein Zusammengehörigkeitsgefühl entsteht im Betrieb erst dann oder bewährt sich, wenn es gelingt, zum Beispiel für alle Arbeitnehmer gültige wirtschaftliche Interessen geschlossen zu vertreten und durchzusetzen. Das kann man dann auch Gewerkschaftsarbeit nennen. Betriebsfeiern sind, so glaube ich, für dieses Zusammengehörigkeitsgefühl ziemlich bedeutungslos — manchmal schaden sie ihm sogar.

Unser Plan

Ich muß Euch offen gestehen, daß unserem Plan, einem jungen Menschen aus kolonialem Gebiet eine technische oder wissenschaftliche Ausbildung zu finanzieren, „das Wasser bis an den Hals steht“. Ich war doch zu optimistisch. Zwar haben sich etliche Leser bereit erklärt, monatlich eine kleine Spende für diesen guten Zweck zu leisten — aber doch bei weitem nicht so viele Leser, daß man ernstlich an die Verwirklichung des Planes denken könnte. Wollen wir uns noch eine Frist von vier Wochen setzen? Wenn sich bis dahin nicht noch mindestens 100 Freunde gemeldet haben, können wir aufgeben. Schade! Habe ich die Gebefreudigkeit meiner Freunde überschätzt oder jene Trägheit, die viele daran hindert, mal schnell eine Karte an mich zu schreiben, gründlich unterschätzt? Sogar aus England ist Hilfe gekommen in Form eines Schecks. Sollten wir weniger hilfsbereit sein? Ich will das einfach noch nicht glauben.

Verstecktes Schmunzeln im Plakat

Rolf Biebricher

Tierischer Ernst war Trumpf. Diese Devise gilt meistens noch heute, weil man glaubt, was „seriös“ ist, ist vornehm — und vornehm ist immer gut. Ein paar Außenseiter gibt es, welche die Schablone zu sprengen versuchen, doch braucht man keine zehn Finger, um sie aufzuzählen. Fragten wir einen Fabrikanten, warum seine Werbeabteilung treu und brav dieselbe Walze dreht, würde er bestimmt antworten: „Der Kunde will das so.“ Die Standardausrede von Filmproduzenten und Möbelhändlern.

Eine Ausnahme ist die Bundesbahn. Eine ganz amtliche Behörde überrascht ihre Kunden mit Plakaten, bei deren Anblick man ein Schmunzeln nicht unterdrücken kann, man müßte denn sehr humorlos sein. Aber auf den Sinn für Humor spekuliert die Eisenbahn eben. Was da jeden Bahnhof farbig macht, ihm am grauesten Tag noch einen netten, farbigen Tupfer aufsetzt, das sind Plakate, die ganz den Stehkragen, die Trillerpfeife und den Stab des Fahrdienstleiters abgelegt haben.

Eine Behörde beschreitet einen ungewöhnlichen, weil unbürokratischen Weg der Werbung und bekennt sich dazu! Sie gibt sich nicht mit dem Tick ab, was witzig sei, müsse lächerlich wirken.



Dieser „Hahn“ wurde in München zum Plakat des Monats



Ach, wer da mitreisen könnte... wenn man es so bequem hat

So wie beim Wiederaufbau der zerstörten Bahnhöfe die Stuckleisten und aller bedeutungslos bombastischer Zierarbeiten erbarmungslos dem Hammer zum Opfer fallen, so hat man sich auch überwunden, die Plakate zu entrümpeln. Lustige Männerchen werben mit fröhlichem Grinsen für den Kundendienst der Bahn. Das sind keine von Verantwortung strotzende Managertypen, die über ihre eigene Wichtigkeit stolpern. Ulkige Kerle sind das, denen man Namen wie Kasimir oder Traugott geben möchte. Ein bißchen verspielt sind sie, aber nicht albern, beschwingt und doch sehr zweckvoll.

Die knappen Zeichnungen sind so inhaltsreich, daß es nicht vieler Worte bedarf. Man hat sich die einfachsten, menschlichsten Motive herausgepickt und erreichte — sollte man annehmen — den größten Effekt damit. Der krähende Hahn, für jeden das selbstverständliche Symbol des frühen Morgens, der Zuverlässigkeit, des „Genau-auf-die-Minute“ verkörpert mit natürlicher Würde die Pünktlichkeit der Bundesbahn. Nicht als bitterer Zeitnehmer, sondern als heiterer Amateur im Dienste einer guten Sache. Jeder erfaßt sofort die Bedeutung. Wenn einer es nicht kapiert, sollte man ihn in einen Raum sperren, der ausschließlich mit Coca-Cola-Mädchen tapeziert ist. Womit nichts gegen Coca-Cola gesagt sei.

Wer Farben liebt, milde, besänftigende Farben, der kann sich an diesen Plakaten ergötzen. Er darf sich aus dem grauen Rußidyll der Bahnhofshalle in eine Oase aus etwas Orange, Bonbonrosa und Zartlila retten, sich an frischem, hellem Grün erfreuen und von vergangenen und kommenden Reisen träumen. Ein wenig gefaßter kann er dann dem Alltag in das ganz und gar nicht auf Werbung eingestellte Antlitz sehen. Und wir wollen auch ruhig sagen, daß wir uns über die Plakate freuen.

Fotos: Georg Pfülb



Freundliche Einladung. Kommen Sie doch zum Wintersport!



An Paynets liebenswerte Gestalten erinnert dieser Mann